

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. N a u m a n n's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 924 Lloyd Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Zäfel, Milwaukee, Wis.

18. Jahrg. No. 9.

Milwaukee, Wis., den 1. Januar 1883.

Lauf. No. 449.

Inhalt. — Es ist in keinem Andern Heil. — Neujahrsbetrachtung. — Um den Abend wird es Licht sein. — Heilige Grenzen und ihre Beeinträchtigung in unserer Zeit. — Bilder aus der Heidenwelt. — Etwas von der Reisepredigt. — Zur Geschichte des Liebes „Vom Himmel hoch da komm ich her.“ — Kirchliche Nachrichten. — Kirchweihe. — Bittertisch. — Conferenz-Anzeigen. — Quittungen. —

Es ist in keinem Andern Heil.

W. 4, 12.

Und ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.

Es ist in keinem Andern Heil.

Kein Name ward uns sonst zu Theil,

Darin wir selig werden;

Der Stein, den alle Welt veracht',

Zum Eckstein hat ihn Gott gemacht

Im Himmel und auf Erden;

Droben

Loben

Sel'ge Geister

Ihn als Meister,

Und im Staube

Preist in Thränen ihn der Glaube.

Viel Namen glänzen in der Welt,

Sie funkelten am Himmelszelt,

Und mußten doch zerfliegen;

Erst prangten sie im Heldenbuch

Dann sanken sie in Leichentuch,

Und keiner ist geblieben; —

Keiner?

Einer!

Einer funkelt

Unverdunkelt

Durch die Zeiten,

Ja durch tiefe Ewigkeiten.

Wo sind die blut'gen Helden all,

Die hoch zu Roß den Erdenball

Durchstürmten nach einander?

Wo ist dein Heer, o Pharao?

Wo ist dein Schwerdt, o Scipio?

Dein Reich, o Alexander?

Träume!

Schäume!

Schall in Lüften,

Staub in Grästen,

Spiel für Kinder

Seid ihr Weltenüberwinder!

Was ist der Weisen Wissenschaft?

Was haben sie zu Tag geschafft,

Ein hungrig Herz zu nähren?

Egyptens Weisheit mumienalt,

Hellenenkunst so marmorkalt,

Sammt Buddha's düstern Lehren.

Künste!

Dünste! —

Trost für Schmerzen,

Heil für Herzen,

Markt des Lebens

Sucht bei euch die Welt vergebens!

Was ist der Erdenminne Lust?

Was frommt der armen Menschenbrust

Ein heißgeliebter Name?

Bald jauchzt die Seele himmelwärts,

Bald weint im Staub das wunde Herz,

Verzehrt von seinnem Graue;

Freudvoll,

Leidvoll,

Ewig Sehnen.

Eitle Thränen,

Kurze Freuden,

Und am Sarg ein bitteres Scheiden.

Es ist in keinem Andern Heil,

Kein Name ward uns sonst zu Theil

Im Himmel und auf Erden;

Du süßer Name Jesu Christ,

Der du der Psalm der Engel bist,

Sollst auch mein Loblied werden!

Seele,

Wähle:

Hier die Bronnen

Irdischer Wonne,

Dort die Weide

Wahren Lebens, ew'ger Freude.

Karl Gerol.

Neujahrsbetrachtung.

„Ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger.“ Ps. 39, 13.

Als im Jahre 480 vor Christi Geburt der Perserkönig Xerxes auf seinem Kriegszug gegen Griechenland bei der letzten asiatischen Stadt vor dem Uebergang über den Hellespont sein gewaltiges Heer und seine Kriegsflotte musterte, und nun von einem hohen Marmorthron aus, den man ihm nach seinem Befehl auf einer Anhöhe errichtet hatte, die vielen Hunderttausende streitbarer

Männer in leuchtenden Rüstungen und mit blizenden Waffen auf der weiten Ebene ausgebreitet sah, da füllten sich seine Augen, die eben noch gestrahlt hatten vor Stolz und Freude, mit Thränen; und als sein Oheim Artabanus seine Verwunderung darüber aussprach, antwortete der König: „Ich denke an die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, und schmerzlich ist mir der Gedanke, daß nach hundert Jahren von all dieser gewaltigen Menge nicht Einer mehr wird am Leben sein.“ Nach hundert Jahren! Er hätte nicht nötig gehabt, so weit zu greifen; denn schon ehe es wieder Frühling wurde, war wohl die Hälfte des glänzenden Heeres dahingesunken, und schon nach fünfzehn Jahren fiel der Perserkönig selber unter dem Dolch eines Empörers. Seitdem sind auf dem Erdenrund ungezählte Millionen wie Blumen des Feldes aufgegangen und abgefallen und wie Schatten aufgetaucht und verschwunden. Von allen den großen und mächtigen Königen und Fürsten, die in vergangenen Jahrhunderten das Scepter führten, lebt keiner mehr auf Erden, und die Großen unserer Tage sowohl wie die Geringen vor der Welt, sie müssen alle dahin; ihres Bleibens ist nicht auf Erden; sie müssen alle auf und davon. Jedes Bild eines abgesehenen an unseren Wänden, jeder Trauerflor, der an der Thüre winkt, jeder Leichenzug, der langsam an uns vorübergeht, jedes Trauergewand, das uns ins Auge fällt, jeder Kirchhof mit seinen Grabhügeln und Leichensteinen ruft uns zu: „Ihr habt hier keine bleibende Stadt; ihr seid Pilgrime!“ Zwar wie lange die Zeit unserer Pilgrimschaft währen soll, wissen wir nicht; aber wir wissen, daß sie unaufhaltsam ihrem Ende zueilt, und wie die weißen Meilenposten an der Seite der Bahn, die mit ihren regelmäßig steigenden oder abnehmenden Zahlen in regelmäßigen Zwischenräumen vor dem Auge des Reisenden vorbeihuschen, ihm anzeigen, daß er dem Reiseziel näher und näher rückt, auch wenn er nicht weiß, nach welcher Zahl er aussteigen muß, so kann auch jeder Jahreswechsel uns mahnen, daß wir dem Ende unserer Reise zueilen.

Wie nun? Sollen wir uns darüber grämen oder freuen? Die Antwort auf diese Frage wird abhängen einmal davon, wie unsere Reise zu beurtheilen ist, und zum andern, welches Reiseziel wir vor uns haben. Betrachten wir das letztere Stück zuerst.

Wenn ein Verbrecher, den die Häsher der weltlichen Obrigkeit auf seiner Flucht ergriffen haben, nun mit gefesselten Händen zwischen seinen bewaffneten Hütern im Eisenbahnwagen sitzt und dem Ort zueilt, wo er vor Gericht gestellt und wohl dem Henker übergeben zu werden erwarten muß, mit was für Empfindungen

wird ein solcher Mensch die Meilenzeichen zählen und bei jeder Station immer deutlicher inne werden, daß das Ziel der Reise, dem er nicht ausweichen kann, mit reisender Geschwindigkeit näher rückt? Angst, Unruhe, quälende Seelenpein wird er empfinden. Jede Verzögerung wird ihm willkommen sein. Er wird vielleicht bemüht sein, die Sinne abzuwenden von allem, was ihn an die Schnelligkeit der Fahrt und ihr nahendes Ende erinnern kann. Er wird wohl auch versuchen, sich auszuwenden, daß es ihm dort, wo die Reise enden wird, schlimm ergehen werde; wird die milderen Umstände seines Verbrechens hervorsuchen und möglicher Weise auch auf die Milde und Nachsicht des Richters rechnen, um seine Angst zu stillen, selbst wenn er sich bei ruhiger Ueberlegung sagen muß, daß sein Trost eitel ist. Vielleicht aber haben ihn seine Häfcher im Rausch ergriffen und auf den Weg gebracht. Dann kümmerst er sich nicht um das Reiseziel, bis er aus seinem Taumel erwacht und mit Entsetzen gewahrt wird, wohin er geht.

Denke dir nun, du fährst auf denselben Eisenbahzuge, der einen solchen Verbrecher dem Ort des Gerichts und der Straje zuführt; du wärest vielleicht in derselben Stadt wohnhaft, wo jener soll vor Gericht gestellt werden; dich erwarteten aber im traulichem Heim, das du lange entbehrt und wonach du dich lange gesehnt, ein liebes Weib und geliebte Kinder und willkommenen Ruhe nach langer, beschwerlicher Reise; und du sähest dieselben Meilenposten, die dem Verbrecher Angst und Unruhe bereiten, einen nach dem andern vorbeisuchen und merktest daran die Geschwindigkeit der Fahrt und das stetige Näherkommen des Ziels, dem du zweifelst. Was würdest du da wohl empfinden? Auch Angst und Furcht und quälende Pein im Herzen? Doch gewiß nicht; sondern Freude und fröhliche Hoffnung und wachsende Zufriedenheit. Du würdest dich mit Borne in deinen Gedanken in den Augenblick versetzen, da die bekannten Thürme der heimathlichen Stadt vor dem Blick auftauchen und die Reise ein Ende hat und deine Lieben sich um dich drängen und sprechen: „Willkommen daheim!“

Woher doch die Verschiedenheit der Empfindungen bei dir und jenem Verbrecher? Ei, von der Verschiedenheit dessen, das euer wartet am Ende der Fahrt.

Ähnlich ist es mit der Lebensreise der Pilgrime auf Erden. Sie alle eilen der Ewigkeit zu, und zwar alle unaufhaltsam immer vorwärts vorwärts, vorwärts in Eile. Es ist dieselbe Ewigkeit, Zeit ohne Zeit, der sie zueilen; aber die Einen eilen zum Gericht und zur Strafe; die andern eilen zur Heimath. Wohin eilst du? Eben huscht wieder ein Meilenstein vorüber, der Neujahrstag; 1883 steht darauf. Du bist wieder um ein Jahr der Ewigkeit näher gerückt. Freust du dich darüber? Du hast nicht mehr so weit zum Ziel wie am vorigen Neujahrstage; der Weg ist um volle 365 Tage kürzer geworden. Macht dir das Freude? Und was sagst du dazu, daß es jetzt ohne Aufenthalt weiter geht, immer vorwärts der Ewigkeit zu? O wohl dir, wenn du mit Freude und Sehnsucht und froher Hoffnung empfindest, wie die Entfernung geringer wird, die noch zu durchmessen bleibt, und das Ziel näher und näher rückt, und es bei dir heißt: Jerusalem, du hochgebaute Stadt, Wollt' Gott, 'ich wär' in dir! Bei vielen steht es freilich anders. Ihnen ist der Gedanke, daß wiederum ein Jahr ihres Lebens dahin und das Ende um ein Jahr näher gerückt ist, ein beunruhigender, peiniger Gedanke, den sie sich so viel wie möglich aus dem Sinne schlagen durch mancherlei Mittel, durch eifriges Zagen und Graben nach irdischem Gut, durch eifriges Streben nach Ehren und Würden, Macht, Einfluß und

Ansehen unter den Menschen, durch Musik und Tanz und Gläserklirren und Lachen und Scherzen, und nicht umsonst machen sie so gerne gerade die Sylvesternacht und den Neujahrstag zu Zeiten der lärmenden und schwärmenden Lust. Dann hört man wohl aus dem Kreise der lustigen Brüder den oft wiederholten und zuletzt mit unheimlich heiferer Stimme gesungenen oder gebrüllten Vers:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

Ja, so ist es. Daß das Lämpchen einmal verlöschen wird und dann schreckliche Finsterniß folgt, das ist ihnen ein quälender Gedanke; aber bis dahin soll wenigstens das Leben genossen werden, so gut es irgend geht. Ist ihnen das Reiseziel schrecklich, so soll wenigstens die Reise lustig und vergnüglich sein. Und damit sind wir bei der anderen Frage angekommen: „Wie haben wir unsere Lebensreise selbst zu beurtheilen?“

Die Arten der Reisenden auf Erden sind gar verschieden. Da giebt es Geschäftsreisende, da giebt es Gesundheitsreisende, da giebt es Vergnügungsreisende u. s. w. Der Geschäftsreisende hat es in der Regel sehr eilig. Er benützt die Reisegelegenheit, die ihn am schnellsten und sichersten zum Ziele führt, und sieht dabei weniger auf Bequemlichkeit. Er fährt durch die schönsten Gegenden bei der Nacht, wenn ihn das schneller zum Ziele führt, obschon ihm dadurch manche Augenweide entgehen mag. Er wählt den kürzesten Weg, auch wenn andere Wege anmuthiger sein mögen. Er reist eben nicht um zu reisen, sondern um an den Ort zu kommen, wo er sein Geschäft zu besorgen hat. Anders der Vergnügungsreisende. Dieser hat häufig gar kein bestimmtes Reiseziel, oder wenn er ein solches hat, so kommt es ihm nicht zunächst darauf an, recht schnell hin zu gelangen, sondern er sucht sich die bequemste Reisegelegenheit, die durch die anmuthigsten Gegenden führt. Er hält sich wohl auch auf der Reise hie und da auf, macht Abstecher nach Rechts und Links, wenn er sich davon Vergnügen versprechen kann; zieht das behagliche Quartier dem unbehaglichen vor, selbst wenn dadurch die Weiterreise verzögert wird. Er reist eben um zu reisen, und darum ist er auf alle Weise bemüht, die Reise selber so genussreich wie irgend möglich zu gestalten. Der Gesundheitsreisende stellt seine Reise an nach Verordnung seines Arztes, benützt die Gelegenheit, die ihm der empfiehlt, hütet sich vor Gegenden, die ihm schädlich sein würden, und sucht die Wege und Aufenthaltsorte, die der Arzt ihm zur Wiederherstellung seiner Gesundheit vorgeschrieben hat, und richtet alles möglichst genau nach den Weisungen des Arztes ein, auch wenn er dabei auf dies oder jenes Vergnügen verzichten oder sich manchen Unkosten, die er sonst hätte vermeiden können, unterziehen muß. Er reist eben, um ein Gut zu gewinnen, das ihm höher steht als Geld und höher als ein kurzes Vergnügen; er will gesund werden. Der Auswanderer hat ja in der Regel eine Strecke durch das Gebiet zu reisen, das er verlassen will. Aber obschon er leiblich noch in dem Lande wandert, das er, wenn er nicht Auswanderer wäre, als sein Vaterland betrachten würde, so ist er doch eigentlich nicht mehr daheim in dem Gebiet, das er verlassen will. Er ist, schon ehe er es verlassen hat, ein Fremdling geworden im Lande seiner Geburt, und er gewinnt erst dann wieder ein Heimathsgefühl, wenn er festhaft geworden ist in dem Lande, dahin er zu wandern sich vorgesetzt hatte.

Wie siehst du nun deine Lebensreise an? Bist du vielleicht ein Vergnügungsreisender, der nur fragt wie

er die Reise selbst am ausgiebigsten genießen möge, der nur reist um zu reisen und auf der Reise herrlich, behaglich und in Freuden zu leben? So bringen viele Tausende ihr Leben hin, und bei denen darf man sich nicht wundern, wenn sie das Ende der Reise nicht mit Verlangen herbeiwünschen, nicht mit Freuden nahen sehen. Ist doch mit der Reise auch ihr Vergnügen zu Ende.— Oder betrachtest du dein Leben als eine Geschäftsreise? Gewiß, du hast ja auch ein geistliches Geschäft. „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern,“ sagt der Apostel auch zu dir. Du sollst sein wie ein Kaufmann, der die köstliche Perle sucht und in seinen Besitz bringt. Du sollst unter deinen Mitmenschen werben für deinen König und sein Reich. In dem allen sollst du fleißig sein und die Zeit auskaufen, sollst dich auf den Wegen deines geistlichen Berufs nicht aufhalten mit leichtfertiger Gesellschaft oder auf allerhand Seitenwegen dich umhertreiben. Stehst du so in Dienste deines Gottes auf deiner Lebensreise, so wird dir auch der Gedanke keine Unruhe bereiten, daß über kurz oder lang dein Gott zu dir sprechen wird: „Laß jetzt die Arbeit sein und kehre heim zu meiner Ruhe.“ Wer hingegen nur in Geschäften dieser Erde durch dieses Leben reist, um reich zu werden an Geld und Ehren, dem wird die Zeit, da er absteigen soll von seinem Thron, immer zu früh kommen; denn nie wird er so weit kommen, daß er sagen wird: „Ich habe genug und bin zufrieden;“ und wenn ein solcher Weltmensch seine Reise abbrechen und sein Zagen und Erwerben einstellen muß am Ende seines Erdenlebens, dann ist die Stunde, in der er aufhören muß zu gewinnen, zugleich die Stunde, in der er alles verliert. Darum fürchtet er diese Stunde und vermeidet gerne alles, was ihn daran erinnern kann.— Gesundheitsreisender bist du, wenn es bei dir recht steht, eigentlich auch. Die Wege, die dich Gott führt in diesem Leben, und die er dir vorschreibt in seinem Wort, sollen dir dazu dienen, daß du nach und nach immer mehr ablegest die Gebrechen, die dir anhaften, und daß du mehr und mehr erstarben mögest an dem inwendigen Menschen. Darum richte ja deinen Wandel sorgfältig und gewissenhaft ein nach den Weisungen dessen, der gesagt hat: „Ich bin der Herr, dein Arzt.“ Halte fleißig Einkehr in den Brunnenstuben, wo die Heilquellen sprudeln, an denen die Seele gesäubert und Kraft und Borne trinkt, nämlich in den Häusern, da Gottes Wort rein verkündigt und die Sacramente verwaltet werden. Hüte dich aber vor den ungesunden Sümpfen der Lust dieser Welt, wie sehr auch die Sumpfgewächse, die daselbst üppig wuchern, der Augen Lust und des Fleisches Lust und hoffärtiges Leben, locken und reizen mögen. Und wenn dann endlich der himmlische Arzt die Kur bei dir beenden will und dich gar dahin führen, wo nicht Leid noch Geschrei noch Schmerzen mehr sein wird, so wirst du ihm danken und fröhlich sein.— Und endlich sieh dich an als einen Auswanderer, der hienieden im Lande der Pilgrimschaft nicht seine Heimath hat, dessen Bürgerthum im Himmel ist, wo ihm Christus der Herr die Wohnung bereitet hat in seines Vaters Reich, die ewigen Hütten in der ewigen Stadt. Und wenn du merkst, wie du der Heimath näher und näher rückst, wie der Weg, auf dem du Pilgerbrot essen und die Mühsale und Gefahren der Wanderschaft durchmachen mußt, immer kürzer vor dir liegt, so wirst du ja kein Thor sein und dich darüber gräuen, sondern dich freuen, daß die Stunde sicher naht, da der, an dessen Hand und unter dessen Schutz und Schirm du wanderst auch im finstern Thal, zu dir sagen wird: „Nun sind wir am seligen Ziel. Leg' ab das Pilgergewand und den Wanderstab und gehe ein zur

Ruhe der Heiligen in den Wohnungen des Friedens, da du mit Abraham und Isaac und Jacob und allen Seligen, die gekommen sind aus großer Trübsal, erquidest sollst werden in Ewigkeit."

So wünsche ich dir denn, lieber Leser, für das neue Pilgerjahr, das wir zusammen antreten, von Herzen „glückliche Reise!" G.

„Um den Abend wird es Licht sein.“

II.

Ein Monat war vergangen. Der Sommer hatte seinen Glanzpunkt erreicht, als der Rektor von East Nepton eines Tages in Gedanken verloren — wie das oft der Fall bei ihm war — über die langgestreckte Hügelkette schritt, welche sich bis Rolleston hinzog. Er liebte die Natur, denn sie war ein aufgeschlagenes Buch für ihn, das der Finger Gottes geschrieben, und daher kam es auch, daß er jedem lebenden Wesen eine so warme, aufrichtige Theilnahme entgegen trug.

Jetzt blieb er plötzlich auf seinem Wege stehen, bückte sich zur Erde und hob ein schwer beladenes Bienehen auf, das hilflos unter seiner Bürde auf dem Rücken lag. Mit liebevoller Sorgfalt setzte er das Thierchen an einer gesicherten Stelle nieder und wollte weiter gehen, als er leichte Fußtritte hinter sich hörte und gleich darauf von Brigitte Nochemont überholt wurde. Grüßend nahm er den Hut ab.

„Es kommt nicht allzu oft vor, daß Sie auf eigenen Füßen umherwandern, Fräulein," sagte er.

„Nein, ich sitze lieber auf Daisy's Rücken," bekannte Brigitte, „allein heute habe ich das Pferd Clara geliebt, die mit ihrer Schwester einen Spazierritt zu machen wünschte. Hanna reitet den Schloßpony, und hoffentlich kommen sie alle frühlich zurück."

„So ein Ritt ist gewiß der Gesundheit sehr zuträglich," sagte Herr Miles, „besonders an einem Tage, wie der heutige und im flachen Lande. Ich habe eine Liebhaberei für das letztere," fügte er hinzu; „wenn mir die Wahl gelassen wäre, würde ich einen flachen Landstrich zu meinem Wohnort ausgesucht haben; ich habe mithin Grund zufrieden zu sein."

„Und ich freue mich, daß es Ihnen bei uns gefällt," versicherte Brigitte, „allein das Leben hier muß Ihnen nach Ihrem Aufenthalt in Cambridge recht langweilig vorkommen."

„Langweilig?" fragte der Rektor lächelnd. „Das Wort, Fräulein Nochemont, fehlt in meinem Wörterbuche; ich habe es gestrichen und finde hinreichend Beschäftigung, um vor Langerweile geschützt zu sein."

„Sie schreiben ein Buch?" fragte Brigitte.

„Ein halbes Duzend Bücher," entgegnete er lachend. „Vergangene Woche habe ich die Mühe, welche meine Amtsgeschäfte mir gestattet, mit dem Suchen und Ordnen von Seepflanzen verbracht, denn ich bin darüber aus, mein Aquarium einzurichten. Das Anarbeiten meiner Predigten macht mir überdies Mühe, weil ich recht einfach zu den Leuten hier reden möchte und das finde ich nicht leicht. Einfach zu sein, ohne einförmig zu werden, leichtfaßliche Ausdrucksweise zu gewinnen, ohne den Gegenstand abzuschwächen, erfordert Aufmerksamkeit."

Ihre Predigten sprechen mich sehr an," gestand das junge Mädchen, „und — sie sind mir die letzte Zeit, wo ich der Hilfe bedürfte eine solche gewesen."

Der Rektor überblickte prüfend die Gestalt, die

neben ihm stand, und fragte sich im Stillen, weshalb Brigitte Nochemont der Hilfe bedürfe.

„Wollen Sie nächsten Dienstag zu meiner Vorlesung im Schulhause kommen, Fräulein Nochemont?" fragte er dann. „Ich denke den Leuten, die es hören mögen, von den Sternen zu erzählen."

„Und von den Seepflanzen auch?" fragte Brigitte.

„Ja. Diese, wie jene sind das Werk derselben liebevollen Hand, die beides nicht nur schuf, sondern auch ordnet. Ich habe es versucht, einige Zeichnungen — große Figuren — zu entwerfen, um sie, der Veranschaulichung wegen, während meines Vortrages an die Wand zu hängen; aber sie sind nicht gut, denn ich bin nur ein stümperhafter Zeichner."

„Meine Schwägerin im Hohen Bankhause zeichnet vortrefflich und würde Ihnen gewiß freudig helfen, wenn Sie es ihr sagen mögen. Meine Basen Clara und Hanna leisten in dieser Beziehung nicht mehr als ich; uns können Sie nicht brauchen. Wäre es Ihnen unbequem, jetzt gleich einen Besuch im Hause meines Bruders zu machen?"

„Ich muß dankend ablehnen," erwiderte der Rektor, seine Uhr hervorziehend, „ich muß jetzt aufbrechen, um einen armen, sterbenskranken Mann am anderen Ende des Kirchspiels zu besuchen. Als ich ihn gegen sechs Uhr sah, versprach ich ihm, vor Abend noch einmal zu kommen."

„Heute Morgen um sechs Uhr?" fragte Brigitte verwundert.

„Ja, warum nicht? Ich werde diesen Morgen nicht vergessen; der Contrast ergriff mich, den dieser arme, von langer Krankheit erschöpfte Mensch zu der Fülle und Bollkraft des Lebens bildet, das in der Natur pulsierte."

„Wie heißt er?"

„Aston, Edwin Aston. Ich glaube, er ist nicht hier geboren."

„Doch, in dem Bauernhause zu Wyck. Ich erinnere mich seiner jetzt; Madame hat sich des armen Burschen recht angenommen."

„Wie sie sich aller Kranken und Nothleidenden annimmt," sagte der Rektor mit Herzlichkeit, „ihre helfende Hand finde ich überall. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter." Damit hatte sich der Rektor verabschiedet.

III.

Better Gabriel hatte sich bei einem Besuch im Landhause von Tante Hanna verabschiedet. An Brigitte gewendet sagte er:

„Brigitte, bevor ich heimgehe, möchte ich mit dir sprechen; kannst du mich durch die Anlage begleiten?"

„Warum nicht!," versetzte Brigitte und nahm ihren Hut.

„Ich habe Nachrichten von deinem Bruder Anton," begann der Schloßherr, als sie im Freien waren.

„Von Anton?" fuhr Brigitte auf und eine tiefe Erregung färbte ihre Wangen bis an die Schläfe roth; „was ist mit ihm?"

„Er hat sich verheirathet, und hat jetzt Frau und Kind sitzen lassen und ist nach Amerika abgereist. Sein Wunsch ist, daß die Familie für sein Weib und Kind sorgt, die am Verhungern sind."

„Anton verheirathet?" fragte Brigitte, als wenn sie das Ungeheuerliche nicht fassen könnte, „und hat Weib und Kind sitzen lassen? — So mögen sie sitzen bleiben, wo sie sind," setzte sie grimmig hinzu und stampfte mit dem Fuß.

„Das ist ein hartes Wort, Brigitte," antwortete Better Gabriel; „du wirst dich anders befinden. Ich habe deiner Mutter nichts gesagt; das kannst du besser. Sage ihr auch, ich werde es an mir nicht fehlen lassen. Das arme Weib dauert mich."

„Anton hat den frühen Tod des Vaters auf dem Gewissen," versetzte Brigitte bitter, „das kann ich nicht vergessen."

„Laß sein, laß sein," meinte Herr Nochemont. „Ich habe dir den Brief gegeben und somit das Meinige gethan; jetzt muß ich eilen, denn ich höre die Glocke vom Schlosse herüberschallen, du mußt morgen kommen und dich mit Madame besprechen; sie weiß dir besser zu rathen, als ich. Adieu, Adieu!"

Herr Nochemont ging, aber Brigitte stand unbeweglich, wie er sie verlassen, in der Mitte des breiten Weges, der die grüne Auffahrt hieß, und durch die Anlagen, am Häuschen des Forstauffsehers vorüber führte, bis er sich am feinsten Ausgang mit der Landstraße nach Rolleston vereinigte. Der Schloßherr war in einem engen Seitenpfad nach dem Schlosse hin verschwunden, und Brigitte war allein mit den Vögeln und Eichhörnchen und den zahllosen lebenden Wesen, deren Heimath der Wald ist.

Die Sonne breitete ihre goldenen Strahlen über die grüne Trift; es war ihr „Gute-Nacht-Gruß"; ein braunes Kaninchen hüpfte pfeilschnell in nächster Nähe über den Weg, aber Brigitte sah und hörte nichts. Noch immer stand sie regungslos an derselben Stelle, während sie den unwillkommenen Brief las.

Er war sehr schlecht, unregelmäßig geschrieben und voll von Bethenerungen der Reue über die Vergangenheit und guter Versprechungen für die Zukunft; aber der Schwerpunkt des ganzen Briefes war doch die Beschreibung der schuglosen, verzweifelten Lage seiner Gattin, die viel zu zart und kränklich sei, als daß er sie mitnehmen könne. Sie würde, schrieb er, während der Ueberfahrt sterben, davon sei er überzeugt; aber er müsse nach San Franzisko, wo er eine ausgezeichnete Stellung in einem Maschinenbauwesen gefunden habe, oder vielmehr jedenfalls finden werde, sobald er dort angekommen sei.

„Meine arme Marie wird von Allen geliebt, die sie sehen," versicherte Anton in seinem Briefe, „und das Kind ist ein Engel. Die arme, liebe Mutter wollte die Kleine durchaus nach mir, Antonie, nennen; aber ich beklage es, denn es ist ein Jammer, daß das Kind den Namen von seinem unwürdigen Vater hat, und — —"

Brigitte stampfte mit dem Fuße und stieß einen ungeduldigen Schrei aus.

„Solches Zeug," sagte sie laut und ärgerlich. „Denk er mich so zu fangen? Ach, es ist wahr, ein Kummer zieht den andern nach sich."

Sie zerdrückte den Brief, schob ihn in ihre Tasche und eilte heimwärts.

Am andern Nachmittag saß Madame Nochemont in ihrem Morgenstübchen und ließ sich von Christine aus der Geschichte Englands vorlesen, als leichte Fußtritte auf der Treppe ertönten.

„Da kommt Wäschen Britta, Mutter," rief die junge Vorleserin.

„Lege dein Buch zur Seite und gehe hinunter zum Ueben, wie Hanna es wünscht," gebot Frau Nochemont.

Die Kleine gehorchte, nachdem sie Brigitte mit einem Kuß begrüßt hatte.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich störe, Base Grace," sagte Brigitte, „aber ich wußte, daß Mrs. Chri-

stine ausgenommen, heute Nachmittag nach Wychefer sind und daß ich dich allein finden würde und ungehindert sprechen kann, deshalb wagte ich es, so bei dir einzudringen. Du weißt, was mich drückt; willst du mir sagen, was ich thun muß?"

„Die Gattin und das Kind deines Bruders können dem Elend nicht preisgegeben werden, das ist klar,“ sagte die Schlossherrin in ihrer ruhigen, geraden Weise. „Was sagt deine Mutter?"

„Sie ist aufgeregt und sassunglos und weiß nicht, was sie sagen oder thun soll, wird sich jedoch, wie gewöhnlich, meinen Anordnungen anbequemen,“ gestand die ehrliche Brigitte.

„Und dein Bruder?"

„Ich habe ihm nichts gesagt, weil ich mich vor einem Bornesausbruch fürchte. Aber sage mir nur, ob es dich nicht erzürnt, daß dieser Anton, der meines Vaters Namen so fälschlich gemißbraucht, sich so schandvoll betragen hat, es nun so gemüthsrühig versucht, seine Pflichten uns aufzuladen?"

„O, arme Brigitte, du thust mir so herzlich leid,“ sagte Madame Rochemont liebevoll.

Diese, an sich so einfachen Worte wurden mit der innigsten Theilnahme gesprochen, und Brigitte war so überwältigt, daß sie ihren Sitz verließ, sich neben der Dame auf den Boden warf, ihren Kopf in den Schooß derselben legte, wie die kleine Christine zuweilen zu thun pflegte, und in bittere Thränen ausbrach.

Doch das dauerte nicht lange. Nach wenigen Augenblicken stand Brigitte auf. Es war als käme sie sich selbst ungewohnt vor mit Thränen auf den Wangen. „Gut denn,“ sprach sie, indem sie sich die Augen trocknete, „sie mögen kommen. Sie sollen nicht büßen, was er verschuldet hat. Wer wird sie aus London holen?"

„So gefällst du mir schon besser,“ meinte die Tante; „ich dachte, dein Bruder Ambrosius holte die Schwägerin.“

„Gut,“ fiel Brigitte ein, „und bei uns mögen sie wohnen, sie und das Kind. Ich will jetzt gehen und mit Mama reden.“

Das that sie. Mit ihrem gewohnten Gleichmuth hörte die Mutter die Mittheilung an, froh, daß eine Entscheidung getroffen war und sie sich um die Sache nicht weiter zu kümmern brauchte. Daß Brigitte die Versorgung, Einlogierung und Unterhaltung der Schwiegertochter übernehmen und sie selbst durch ihre Anwesenheit nicht behelligt werden würde, stand bei ihr von vorne herein fest; so mochte denn Brigitte thun was sie wollte. Dabei wurde doch für das arme Weib gesorgt, und sie konnte sich in Betreff derselben beruhigen, brauchte nicht zu fürchten, es möchte die Zeit kommen, daß sie sich müßte Vorwürfe machen; und das war doch auch etwas werth; kurz: Brigitte hatte ihrer Meinung nach, wie es denn auch in Wahrheit war, wieder einmal das Richtige gethan, und damit ließ die Mutter die Angelegenheit auf sich beruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Heilige Grenzen und ihre Beeinträchtigung in unserer Zeit.

(Schluß.)

Wir wissen ja wohl, daß man in vergangenen Zeiten zwischen Mann und Weib Grenzen aufgerichtet hat, so scharf und streng, daß das Weib wie eine Sklavin unter des Mannes Füße getreten wurde, wie dies heute noch bei Heidenwölfen der Fall ist. Auch in der Christenheit hat es Zeiten gegeben, da man zwischen Mann

und Weib schärfere Grenzen zog, als selbst Gottes Wort sie zieht, wie es ja heute noch im Papstthum geschieht. Im allgemeinen aber neigt sich unsere Zeit wie auf anderen Gebieten so auch auf diesem dahin, die von Gott geordneten Grenzen zu tilgen oder weniger scharf zu machen. So z. B. geschieht dies durch die falsche sog. Emancipation der Frauen, wobei man versucht, die Frau in eine Stellung zu bringen, die sie als Frau nie einnehmen kann, ohne die beste Gabe zu verlieren, die sie als Weib von Gott empfangen hat, nämlich ihre Weiblichkeit. Dieser Verlust kann durch keine andere Gabe ersetzt werden, sie sei so groß sie wolle. Der Verlust der Weiblichkeit muß einen unersehblichen Schaden für die ganze Persönlichkeit des Weibes mit sich bringen und auch auf den Mann nachtheilig einwirken. Je mehr das Weib seine Weiblichkeit verliert, verliert er seine Männlichkeit. Welch ein großer Mangel an Männlichkeit des Charakters läßt sich doch in dieser Zeit so oft bei Männern spüren, die vorzugsweise berufen sind, Männlichkeit zu zeigen! Und wie falsche Emancipation sich an der Gesellschaft rächt, das zeigt die Rolle, welche das Weib unter den französischen Communalarden und den russischen Nihilisten spielt.

Auf gröbere Weise wird die heilige Grenzschied zwischen den Geschlechtern verletzt durch Ausschweifung und Unzucht. Diese Sünden hat es ja auch in früheren Zeiten gegeben, aber das Christenthum hat sich doch zu aller Zeit als Sünde verdammt. Jetzt aber findet diese Sünde vielfach durch Gesetzgebung und durch eine ausschweifende Literatur und Kunst mitten in der Christenheit ihre Fürsprache. Nicht zu gedenken der in manchen Städten und Staaten heimlich oder öffentlich begünstigten Prostitutionen, sucht man in der Gesetzgebung immer mehr die Trennung des Ehebundes zu erleichtern, und die Anzahl der Ehescheidungen nimmt mehr und mehr zu. Und was soll man sagen von der abscheulichen Literatur, die in der Behandlung der Geschlechtsverhältnisse durch und durch schlüpfriger Natur ist und sich in Form von Romanen in Büchern und Zeitschriften den Weg in schier jedes Haus bahnt? Dazu kommen gleich abscheuliche Schauspiele, gewöhnlich französisches Nachwerk, die, oft unter Mithilfe der Musik, die Unzucht in verführerisches Gewand kleiden. Bezeichnend für unsere Zeit ist auch, daß das Mormonenthum mit seiner schandbaren Vielweiberei so große Scharen unter den christlichen Völkern geworben hat und noch erwirbt, daß es nunmehr eine Art von Staatswesen in Amerika bildet.

Auch die Mode in der Kleidertracht hat oft ihr erkledlich Theil zur Vermischung der heiligen Grenze zwischen Mann und Weib beigetragen, indem sie theils eine schamlose Entblößung auf Seiten des Weibes begünstigte, theils das Weib, oft mit rückwärtsloser Mißachtung der weiblichen Anmuth, in Kleider und Kopfbedeckungen steckt, die viel mehr einem Manne anstehen als einem Weib.

Im siebenten Gebot hat Gott der Herr eine heilige Grenze gezogen zwischen Mein und Dein, hat durch dieses Gebot das Eigenthumsrecht geheiligt. Dieses Recht ist eine so unentbehrliche Bedingung für des Menschen Freiheit und Selbständigkeit, daß man am allerwenigsten neben den Freiheitsgelüsten der neuen Zeit eine Verleugnung dieses Rechtes erwarten sollte. Diebe, die das Stehlen mit der That ausübten, hat es ja auch in vergangenen Zeiten gegeben; aber dieselben haben doch wohl selten gewagt, ihre Griffe nach fremdem Eigenthum zu reckfertigen. Der neueren Zeit aber war es vorbehalten, auch auf theoretischem Wege die von Gott gesetzte Grenze zwischen Mein und Dein zu ver-

rücken. Ein französischer Ideologe — diese Sippe gedeiht besonders gut in Frankreich — hat die Frechheit gehabt, dem siebenten Gebot in Gottes heiligem Gesetz den Satz gegenüberzustellen: „Eigenthum ist Diebstahl.“ Der Kommunismus und Socialismus und Nihilismus haben alle mehr und minder diesen Satz auf ihre Fahne geschrieben. Um dieser vermeintlichen Wahrheit, deren Durchführung, wie man behauptet, der Menschheit eine zuvor unbefannte Glückseligkeit bringen soll, zum Siege zu verhelfen, zaudert man nicht, dieselbe Menschheit im Blut zu erfäusen und eine allgemeine Zerstörung der bisher geltenden Gesetze und Rechte sowie der von Gott gestifteten Gesellschaftsformen in Familie, Staat und Kirche herbeizuführen, oder, mit anderen Worten, ein allgemeines Chaos, eine öde und leere Wüstenei hervorzurufen. Und hier kommen wir wieder zurück auf die Behauptung, welche wir oben schon wiederholt geäußert haben, daß jede Ueberschreitung der heiligen Grenzen, die Gott in seinem Gesetz aufgestellt hat, mit Verwirrung, Verwüstung und Zerstörung endigt. In dem physischen Chaos, der noch ungeordneten Schöpfung, stellte Gott mit Setzung gewisser Grenzen eine schöne auf harmonische Ordnung gegründete Körperwelt her; und durch Festsetzung gewisser Grenzen will er eine Gesellschaftswelt darstellen, in welcher der einzelnen Menschen Lebens- und Wirkungskreise und die verschiedenen Gesellschaftskreise zugleich einander begrenzen und vervollständigen. Jeder Versuch, diese Grenzen aufzuheben, ist ein Zurückführen zum Chaos, schließlich ein Wert dessen, der durch die Ueberschreitung der Gehorsamsgrenze, welche zwischen Gott und den erschaffenen Wesen gesetzt ist, sein Wesen und seine Wohnung zur Ruine verwandelte, Jud. 6. Mit gleichem Ruin ist unsere gegenwärtige Gesellschaftsordnung und damit auch die Wohlfahrt des einzelnen Menschen bedroht durch die vielen praktischen und theoretischen Versuche, welche auf den Gebieten des Staats, der Kirche, der Wissenschaft u. s. w. gemacht werden zur Aufhebung der alten Grenzen, die Gott in seinem Gesetz und mit unauslöschlicher Handschrift auf den beiden Steintafeln gezogen hat, die er auf dem heiligen Berge Sinai den Händen Moses übergab. G.

Bilder aus der Heidenwelt.

5. G a n o m e h.

Auf dem Gottesacker zu Niehen, eine Stunde von Bajel, am Fuße des St. Christophenberges, steht ein Kreuz, auf dessen Vorderseite aus Ps. 68 zu lesen ist: „Möhrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott,“ und auf der Rückseite: „Pauline Tattme, Galla-Regerin, geboren in Afrika, selig entschlafen zu Niehen in ihrem 24. Lebensjahre den 11. Sept. 1855. Diese Gallanegerin war eine Pflanze, welche nicht nur der himmlische Vater wunderbar aus der heißen Heidenwüste herausgeholt und übers Meer in das Beet der christlichen Liebe gepflanzt, sondern die er auch ebenso wunderbar und mächtig zu seinem lieben Sohne gezogen hat, so daß sie im Glauben an ihn und in der Liebe zu ihm blühte und reifte zur frühen Ernte.“

Fast unter dem Aequator war sie geboren, eine Tochter des schwarzbraunen Galla-Volkes, das zahlreich und tapfer, obschon in viele Stämme zerspalten, der Schrecken seiner Nachbarn ist. Von christlichen Einflüssen ist dieses Volk wenig berührt, weil noch keine Missionare dahin vordringen konnten. Auch die Missionare des sel. Pastor L. Harms konnten nicht bis dorthin vordringen, sondern blieben unter den Zulukaffern

sitzen und bauten Neu Herrmannsburg. Schon im 7. Jahrhundert haben die Gallas der reisenden Fluth des Islam Widerstand geleistet und seinen stolzen Wassern einen Damm gesetzt. Die Araber erzählen selber, Muhammed habe an ihren Häuptling einen Boten geschickt mit der Aufforderung, er solle mit seinen Leuten ihn als den Propheten Gottes anerkennen. Der Bote habe dann die Antwort zurückgebracht: Gal la, d. i. Er hat nein gesagt. Da habe Muhammed ausgerufen, man solle sie künftig „Galla“ d. i. Kleinfager nennen. Das Volk nennt sich selbst: „Sima Orna“ d. h. Kinder der Ormas. Ihre Religion ist ein uraltes Heidenthum, jetzt freilich mit allerlei christlichen (von Abyssynien her) und muhammedanischen Zusätzen vermischt. Sie verehren einen obersten Gott, der unsichtbar und das schönste Wesen ist, aber sie beten auch Schlangen an. Ihrer Lebensweise nach sind sie Nomaden, die aber lieber das Schwert als den Hirtenstab schwingen. Unter sich sind sie durch uralte, feste Gliederung verbunden, leben aber dessen ungeachtet in unanhörlichen, blutigen Feinden miteinander. Nur dann sind sie einig, wenn gegen einen gemeinsamen Feind Front gemacht wird, der wird dann heftig bekämpft und gewöhnlich bleiben in solchen Kämpfen die Gallas Sieger. Daher kommt es auch wohl, daß sie seit länger als 100 Jahren frei von fremdem Joche sind. Körperlich sind sie sehr wohl gebaut, und Galla Neger oder Negerinnen sind auf den Sklavenmärkten Aegyptens eine gesuchte Waare.

Dort in Ostafrika, wo die Sonne so heiß scheint, wie wohl in keinem andern Land der Erde, war Ganomeh geboren. Sie war die Tochter eines Häuptlings Namens Jai Tschaffeda Odeh, eines sehr reichen, aber gegen die Armen sehr wohlthätigen Gallafürsten. Ihren zärtlichen Vater, der sein einziges Kind wie den kostbarsten Schatz hütete, verlor Ganomeh, das war ihr heidnischer Name, schon im 6. Jahre. Bei einem feindlichen Ueberfall sah sie ihn zum Tode getroffen niedersinken. Dann pilgerte sie täglich zum Grabe des Vaters, das eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt lag, und weinte und betete dort Stunden lang. Denn von ihrem Vater war Ganomeh nicht nur zum Wohlthun angehalten, sondern auch im Beten, freilich nach heidnischer Weise, unterrichtet worden. Als sie 9 Jahre alt war, wurde sie von muhammedanischen Sklavenräubern entführt, viele Tagereisen weit nach Norden geschleppt, dann in Sudan auf dem Sklavenmarke feil geboten und an einen Händler verkauft. Aus einer Hand ging sie dann in die andere und kam zuletzt in den Besitz des Vice-Königs von Aegypten. Gott hielt seine Hand über ihr, daß sie nicht zum Werkzeug der Sünde wurde. Sie hat nachher oft erzählt, daß sie Gott bat, sie nicht in ein Sündenhaus kommen zu lassen. Gott bewahrte sie, und verhängte über die stattliche Gallafürstentochter eine Krankheit, welche ihr Aussehen abstoßend machte. Der Vice-König von Aegypten schenkte sie einem europäischen Reisenden, und durch denselben kam Ganomeh nach Würtemberg. Die damalige Königin sah sie im Hause des Freiherrn von Verlichingen und nahm sich ihrer an. Bald lernte Ganomeh, als Sclavin Lathme genannt, das Deutsche nothdürftig sprechen und schreiben. Vom Pfarrer Standt in Kornthal wurde sie unterrichtet und getauft und erhielt ihrer Gönnerin und Patzin zu Ehren den Namen Pauline.

„O Mutter mein Herze wie Vögel fliegen,“ sagte sie einmal, als sie aus der Kirche kam, zu der Frau des Hauses, in das sie aufgenommen war, und ein ander Mal: „O Mutter, mein Herze wie frisch Wasser trinkt.“ Nach empfangener Taufe unterzeichnete sie oft in Briefen: „Ich wohl schwarz, aber durch die Taufe ganz weiß

und wie Engel gemachte Paulina. Aber das deutsche Klima knickte nur zu bald die Blume des heißen Südens. Als sie auf dem Sterbebette das heil. Abendmahl empfing, dankte sie dem Herrn kindlich und betete: „O lieber Heiland, wie ist dein Blut so gut, laß alle meine Sünden darin versenkt sein.“ Früher wäre sie gern als Botin des Evangeliums in ihr Heimathsland gezogen, und sie hätte wohl der Mission große Dienste leisten können, da sie neben ihrer Volkssprache auch noch geläufig Arabisch sprach, aber jetzt überwog in ihrer Seele das Heimweh nach dem Himmel. Selbst im Schlafe sprach sie davon, und in ihren letzten, schwer verständlichen Reden, sie sprach nur leise und mengte Worte verschiedener Sprachen, klangen die Worte durch: „Heiland, Halleluja!“ In den frühen Morgenstunden des 11. Sept. entschlief sie sanft. Ueber das schwarzbraune Angesicht war stiller Friede gegossen und ein Schimmer der himmlischen Verklärung. In das wollige Vorkenhaar flochten ihr die Schwestern des Diakonissenhauses in Riechen den frischen Myrtenkranz, das Gegenbild der unverwelklichen Krone der Christusbräut.

Wachset, ihr heiligen Kinder, wie die Rosen am Bäcklein gepflanzt und gebet süßen Geruch. Sirach 39, 18. †

Stwas von der Reisepredigt.

„Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermest aber an des Glaubens Genossen.“ So ermahnt uns bekanntlich der heilige Apostel. Eine größere Gutthat aber kann nicht wohl irgend Jemandem erwiesen werden, als daß ihm das Wort Gottes gebracht wird, denn dies ist köstlicher als alle Schätze der Welt und macht reich und selig in alle Ewigkeit. Diese größte Wohlthat nun unseren zerstreuten, vielfach in der Einsamkeit und Wildniß lebenden Glaubensgenossen zu erweisen, hat auch unsre Synode Sorge getragen durch Anstellung eines Reisepredigers. Von den Erfahrungen desselben den lieben Lesern des „Gemeindeblattes“ kurze Mittheilungen zu machen und sie dadurch zur Theilnahme an diesem gottgefälligen und segensreichen Werke zu reizen, das ist der Zweck dieser geringen Zeilen.

Ungewiß darüber, wohin ich nach Uebernahme des Amtes eines Reisepredigers mich zuerst wenden sollte, bekam ich gelegentlich Kunde von einem unlängst gegründeten, im Aufblühen begriffenen Plage in Michigan, Namens Hermansville. Es verlautete, daß dort eine große Anzahl Leute wohne, wohl an 50—60 Familien, die noch ohne Predigtamt seien; Herr Habermann, ein ehemaliges hervorragendes und dorthin übergesiedeltes Glied einer unsrer älteren Gemeinden, und Andere mit ihm, wünschten sehnlich, daß daselbst recht bald eine lutherische Gemeinde zu Stande käme. Dies, und manches Andere, was ich aus dem Munde Herrn Meyers, des Gründers und Eigenthümers jener Colonie selbst hörte, brachte mich zu dem Entschlusse, mich zuerst dorthin zu wenden.

So machte ich mich denn eines schönen Tages Anfang Oktober in Gottes Namen auf die Reise. Pastor Hillemann freilich, bei dem ich unterwegs vor sprach, um von ihm zu erfahren, wo im Norden etwas für mich zu thun sei, machte mir wenig Hoffnung. Wir kämen, meinte er, zu spät; die Missouri-Synode, welcher mehr Arbeitskräfte zur Verfügung ständen, haben uns kaum noch etwas zu thun übrig gelassen; indeß — einen exploring trip möge ich immerhin machen.

Da hierdurch meine Erwartungen um ein Bedeutendes herabgedrückt worden waren, so wurde ich auch nicht sonderlich enttäuscht, als ich fand, daß die Wirklichkeit in Hermansville den vorerwähnten Gerüchten nicht völlig entspreche. Die Zahl der dort wohnenden Familien mag sich ja freilich auf 50, 60 und wohl noch mehr belaufen, aber deutsch und lutherisch sind davon nicht mehr als drei, wozu allerdings noch eine größere Anzahl ledige junge Männer kommen, die zeitweilig dort beschäftigt sind. Das gegenwärtig vorhandene Material für eine künftige lutherische Gemeinde anlangend, hatte sich also die fama als mehr oder weniger unzuverlässig erwiesen. Ebenso fand sich in anderer Beziehung.

Ohne ordentliches Predigtamt allerdings war der Ort auch noch; aber doch war schon verschiedentlich dort gepredigt worden, nicht nur englisch, sondern auch deutsch. Namentlich war dies geschehen von einem gewissen Hoffmann, einem vor der Missouri-Synode ausgeschlossenen Prediger; darnach von einem jungen Prediger der mit mancherlei Irrthum behafteten Iowa-Synode und zwischenein auch von dem berüchtigten Aller-Welts-Bischof Schn'ler aus Depere. Der Letzgenannte hatte die Gegend schon seit Jahren unsicher gemacht. Was dieser geistliche Landstreicher, der schon ein alter Mann von 70 Jahren ist, für Unfug verübt, davon wissen die Leute haarsträubende Dinge zu erzählen. So ist es, nach dem, was mir an verschiedenen Orten mitgetheilt wurde, bei ihm Praxis, den Leuten, welchen er auch nur einmal gepredigt, alsbald das Abendmahl aufzunöthigen, und zwar allen, die grade zugegen sind; nicht nur Protestanten, sondern auch Katholiken; nicht nur Deutschen, in deren Sprache er redet, sondern auch Franzosen, Englischen und Indianern, die ihm kein Wort verstehen; nicht nur Erwachsene und Confirmirten, sondern auch Kindern, die noch nicht zehn Jahre alt sind. Wie hat der Mensch damit doch das Heiligste dem Gespött preisgegeben und redlichen Seelen das größte Mergerniß bereitet! Als ihn einmal Jemand darüber zur Rede setzte, wie er Leuten so verschiedenen Glaubens, wie Lutheraner, Reformirte und Katholiken es seien, das Abendmahl reichen könne, antwortete er: „O das macht nichts; wir nehmen sie alle unter einen Hut!“ — Nicht wahr, lieber Leser, es ist hochnöthig, daß die rechtgläubige Kirche ihren Kindern nachgeht, auch in die entlegensten Orte, um zu verhüten, daß sie solchen Geistern in die Hände fallen?

Doch um noch einmal auf Hermansville zurück zu kommen, so muß ich sagen, ich habe den Eindruck empfunden, als hätten die obengedachten wenigen Familien sich meines Besuches gefreut, zumal der mit den hiesigen kirchlichen Verhältnissen etwas mehr vertraute Herr H., der mir nicht nur unbeschränkte Gastfreundschaft erwies, sondern alsbald auch mit seiner lieben Frau schlüssig wurde ihr jüngst gebornes, aber bereits zwei Monate altes Söhnlein von mir taufen zu lassen. Zum Gottesdienst für den bevorstehenden Sonntag lud ich natürlich nicht nur die Familien ein, sondern auch von den jungen Leuten alle, mit denen ich zu sprechen Gelegenheit fand. Auch durch Anschlag im store wurde zum Gottesdienst eingeladen. Das Schulhaus war uns hierfür bereitwillig zur Verfügung gestellt worden. Aus mancherlei Rücksichten beschlossen wir, unsere gottesdienstliche Versammlung auf Nachmittag zwei Uhr anzusetzen, wo wir sie denn auch gehalten haben. Doch glaube ich, daß wir unbeschadet des Besuchs sie auch eben so gut am Vormittag hätten halten können, denn die ganze Zuhörerschaft bestand aus 20 Personen, und

davon waren nicht viel weniger als die Hälfte Englische. Auch ein katholisches Ehepaar hatte sich eingefunden. Von jüngeren Leuten waren nur zwei erschienen, welche aber nicht zu denen gehörten, die ich vorher ausdrücklich eingeladen hatte; von diesen war auch nicht einer gekommen.

Ich kam später während dieser Reise noch zweimal nach Hermansville; das letzte Mal in der Absicht, wiederum Gottesdienst zu halten, und zwar am Abend eines Wochentages, wie zuvor verabredet worden war. Da aber Niemand für weitere Bekanntmachung, für Heizung, Beleuchtung und dergl. gesorgt hatte, so wurde leider nichts daraus. Einer Freude die mir an diesem Orte zu Theil wurde, möchte ich nicht unerwähnt lassen, weil's einem, Gott sei's geflagt, nicht oft widerfährt: ich habe hier Leute gefunden, die Hausgottesdienst hielten. Sonst steht's, wie aus dem Mitgetheilten ersichtlich, um die lutherische Kirche in Hermansville noch ziemlich schwach. Möglich ist, daß mit der Zeit es besser wird, wenn es dem Eigenthümer des Orts, Mr. M., gelingt, noch mehr deutsche lutherische Familien dorthin zu ziehen. Es ist dies seine Absicht, denn wie er sagt, so hält er seine lutherischen Landsleute für die besten und zuverlässigsten Arbeiter.

Uebrigens ist Hermansville ein in mancher Hinsicht bemerkenswerther Platz, über den sich ganz interessante Mittheilungen machen ließen, wenn es Zeit und Raum erlaubte. Nur eines eigenthümlichen Vorzuges dieses Platzes kann ich nicht umhin Erwähnung zu thun: Hermansville nämlich, ein Ort mit einer Bevölkerung von etwa 400 Seelen, hat — keinen saloon! Eine Erscheinung, die, wie ich vermuthete, ihren Grund allerdings in dem einmüthigen, tiefgewurzelten Abscheu sämmtlicher Einwohner vor geistigen Getränken hat, als vielmehr in der Ueberzeugung des Eigenthümers jener Colonie, daß ein solches Institut seinen Interessen daselbst nicht förderlich sein würde.

Dieser Platz, mit dem ich die freundlichen Leser so lange aufgehalten habe, weil er mir die Thür geworden ist, durch die ich auf ein großes Feld gelangt bin, ist die erste Station an der Menomonee River N. W. Branch, einer Zweigbahn der großen Chicago und Northwestern Eisenbahn, die behufs Ausbeutung der vielen hier befindlichen Eisenerzlager gebaut worden ist und noch immer weiter gebaut wird. Es sind an der Bahn hier eine Reihe von Ortschaften entstanden, die so lange wachsen und blühen, als die Minen, die sie ins Leben gerufen, mit Vortheil bearbeitet werden können. Wo eine Mine erschöpft ist, ist auch die um dieselbe aufgebaute Stadt dem Untergang verfallen. Aber was für ein großartiges Leben und Treiben herrscht da oben! Wer es nicht gesehen hat, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen. Man kann aber doch einigermaßen auf den Umfang der Geschäfte und die Lebhaftigkeit des Verkehrs schließen, wenn man weiß, daß der Fahrplan der Chicago und Northwestern Eisenbahn für die Michigan Division täglich 102 Züge aufweist; oder daß am Hafen von Escanaba drei große Docks gebaut sind, auf denen zehn mit Erz beladene Züge von je 60 Wagen gleichzeitig entladen werden können. — Die Mehrzahl der Arbeiter in den Minen sind Schweden, Franzosen und Cornwalliser. Daneben finden sich auch noch Italiener und Böhmen. Natürlich fehlt es auch an Deutschen nicht; doch sind der kirchlich Gesinnten unter ihnen nur wenige. Ueberhaupt sind Hunger und Durst nach dem Brod und Wasser des Lebens in jenen Gegenden offenbar nicht so stark wie der Hunger nach Geld und der Durst nach Bier und dergl. Letzteres muß, nach der Menge der saloons und der vor ih-

nen aufgetürmten leeren Bierfässer zu urtheilen, ganz ungeheuer groß sein. Wohin man blicken mag, auch in dem allergeringsten Nest: Best, Blag, Schlig, — Schlig, Best, Blag, — Blag, Schlig, Best, — diese allen durstigen Seelen so wohl klingenden Bierverheißenden Namen, fallen Einem ganz unvermeidlich in die Augen. Und die Berge von leeren Fässern, die man zu sehen bekommt! Vor drei unmittelbar neben einander stehenden Biervertheilungsanstalten lagen am Montag Morgen die Fässer, welche Tags zuvor geleert worden waren. Ich konnte mich nicht enthalten, sie flüchtig zu zählen. Vor dem einen waren's etwa fünfzig, vor dem andern dreißig und vor der dritten zwanzig. Man sollte meinen damit wäre die Grenze des Möglichen erreicht. Aber weit gefehlt! Tags darauf zählte ich an einem andern Plage vor einer einzigen Thür so viel als vor jenen dreien zusammen.

Wie vorhin bemerkt, so ist das Feld ein großes. Dreizehn Orte habe ich besucht, die meisten davon zwei Mal, und an sieben derselben gepredigt. Einen Platz an dem ich ohne Zweifel auch Gelegenheit gehabt hätte zu predigen, mußte ich leider unbesucht lassen, da ich genöthigt war, die Reise abzubrechen. Freilich die Zahl der Zuhörer war meist nur eine geringe. Dreimal hatte ich je zwanzig Zuhörer, an zwei Plätzen waren es je acht, an einem sieben und an einem gar nur vier. Dazu durfte ich fünf Kindlein die heilige Taufe erteilen. Es sind das freilich nur geringe Zahlen; aber im Reiche Gottes fängt ja bekanntlich Alles klein an, und die großen Dinge sind nicht alle Mal da zu suchen, wo man mit großen Zahlen aufwarten kann. Auch ist meine Arbeit nicht ohne wahrnehmbaren Erfolg gewesen. Denn für einen solchen kann man's ja wohl halten, wenn die Leute das Verlangen aussprechen, man möge doch recht bald wieder kommen und ihnen Gottes Wort verkündigen.

Von all den Plätzen gewähren, so weit ich sie kennen gelernt habe, namentlich zwei derselben, die Endpunkte des von mir besuchten Gebietes, Escanaba und Iron River — Escanaba Hoffnung, daß sich an ihnen bald auch deutsche lutherische Gemeinden möchten sammeln lassen. Das ganze Missionsgebiet ist aber so groß und auch wichtig genug, daß nach meinen Dafürhalten ein Mann auf denselben ausschließlich thätig sein sollte. Wenn auf denselben etwas ausgerichtet werden soll, so muß der es bedienende Prediger wenigstens alle vier Wochen ein Mal die Runde machen. Natürlich bleibt dann für andere Felder keine Zeit mehr übrig.

Und damit will ich denn für dies Mal schließen. „Für dies Mal“ — nämlich in der sehr gewagten Voraussetzung, daß dem geehrten Herrn Redakteur und den lieben Lesern ein „ander Mal“ nicht ganz und gar überflüssig erscheinen sollte.

Der Herr unser Gott aber sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern.

Ihm sei's befohlen!

G. Thiele.

Zur Geschichte des Liedes „Vom Himmel hoch da komm ich her.“

Es war am Abend des Tages, den wir den heiligen Abend nennen, da steckte Doctor Luthers liebe Hausfrau, die Käthe, den Kopf in die Studierstube ihres Mannes hinein. Sie war ein wenig erbigt und fast außer Athem. „Herr Doctor,“ sagte sie, „ich kann die Arbeit nicht zwingen und ist noch gar viel zu rüsten;

thut mir die Liebe und legt Euch an die Wiege des kleinen Pauls, daß Ihr sein hütet und ich freie Hand bekomme!“ Und der große Doctor, ob er wohl aufs Fest studiren mußte, hat sich mit der Biblia ganz geduldig an des Kindes Wiege gesetzt, wie die Frau Käthe gesagt. Und wie er so hineingelugt und sein kleines, geringes, ohnmächtiges, schlafendes Kind angeschaut hat, da ist's ihm schier übermächtig geworden im Herzensgrund. Und bald hat er nicht anders können, er hat die Laute von der Wand genommen und gestimmt und schnell hat's sein geklungen; denn aller Christenheit zugute hat er das herrliche Lied gesungen:

Vom Himmel hoch da komm ich her

Die kleine Stadt Schweina in Unterfranken ist eine besondere Liebhaberin des Liedes. Vor Zeiten hatte die Stadt ihre Kirche auf dem Antoniusberg, welcher noch heute in der Sitte der Jugend seine Stelle hat. In der Adventszeit baut dieselbe auf dem Gipfel des Berges einen Thurm aus Feldsteinen, und auf diesem wird am Christabend eine starke Stange aufgestellt, welche Reisigbündel an der Spitze trägt. Die Knaben rüsten sich gleichfalls mit Stangen, an deren Ende sie Bündel mit Spähnen befestigen, um sie als Fackeln zu gebrauchen. — Wenn nun das Christfest eingeläutet wird, ziehen die Knaben den Berg hinauf, und bald steigen im Abenddunkel die Flammen hoch empor mit heller Schrift am mächtlichen Himmel verkündigend: das Licht scheint in der Finsterniß! Unter dem Gesang von Luthers Lied:

Vom Himmel hoch da komm ich her,

Ich bring euch gute neue Mähr

ziehen sie von der Höhe auf den Markt herab, wo noch ein anderes Weihnachtslied gesungen wird, bis dann um die Mitternachtsstunde auf dem Kirchthurm Posaunenklänge ertönen. Dann wird im hellerleuchteten Gotteshaufe Christmette gehalten.

Ein frühgereifter Knabe, Eugen Balz in Neuwied am Rhein, erkrankte im Jahre 1871 im Alter von fünf Jahren. Er hatte schon vor dieser Zeit eine besondere Freude an den Liedern, welche seine älteren Geschwister lernten. Den Vorzug gab er aber dem Lutherlied: „Vom Himmel hoch da komm ich her,“ und in demselben dem dritten Vers:

„Es ist der Herr Christ unser Gott . . .“

„Mama,“ sagte er, „das ist doch der aller schönste von allen Versen, die es gibt in der ganzen Welt. Der geht auch sehr leicht zu lernen.“ In der Adventszeit wurde Eugen unwohl, doch war er noch unter dem Christbaum, und mit glänzenden Augen sagte er sein Lied: Vom Himmel hoch! — Nun mußte er zu Bette, und im Neujahr waren die Pocken in vollem Gange. Die Leiden wuchsen, die Mama mußte ein Lied um's andere singen, und als sie sein „Vom Himmel hoch“ zu Ende gesungen, sagte er mit matter Stimme: „Mama mehr: „Es ist der Herr Christ unser Gott.““ Dann entschlief er.

Der Vers „Bis willekomm, du edler Gast“ ist von jeher als eine Perle des Liedes in vieler Munde gewesen. — Samuel Auerbach, Pastor in Schattenberg, empfing kurz vor seinem Sterben 1828 das Mal des Herrn. Als es ihm dargereicht wurde, schlug er die Hände zusammen, sah gen Himmel und rief: „Bis willekomm, du edler Gast!“

Der bekannte Prediger Christian Scriber aber mag uns den Sinn dieses Grußes deuten, wenn er in seinem köstlichen Seelenschatz sagt: „Er ist vom Himmel gekommen in die Welt und hat sich in unser Elend heruntergelassen, wie wir singen:

„Bis willekomm, du edler Gast“ . . . Die Taucher und Perlenfischer lassen sich etliche Klaster tief in's Meer

hinab, die Perlen zu suchen, wie auch die Bergleute oft etliche hundert Klafter tief in die Erde hinunterfahren, das Gold, Silber und ander Erz zu graben; in was hohen Preis muß dann die menschliche Seele im Himmel sein, wenn um ihretwillen der Herr Jesus sich nicht gescheut hat, sich in das bittere Meer des menschlichen Elends hinabzulassen?

Eben so tief eingreifend ist aber auch der Vers: „Ach mein herzliebtes Jesulein.“ Es ist das wohl ein Kindergebetelein im reinsten Stil, aber eben deswegen ein Gebetelein, das Kinder Gottes bis in ihr Ende hinein gern gebraucht haben.— So erzählt Valerius Herberger in seinen Trauerbinden: Ein Bürger in Frankfurt sehnte sich herzlich nach dem Trost seines Weichwaters. Da derselbe zwei Stunden vor Abend zu ihm kommt, richtet er sich rasch auf, während er eine gute Weile vorher nichts gesprochen hat, und sagt: Ei, das ist mir ein lieber willkommen er, lieber Gast! faßt ihn bei der Hand und spricht:

Ach mein Herzliebtes Jesulein,
Mach dir ein rein saust Bettelein,
Zu ruhen in meines Herzens Schrein,
Daß ich nimmer vergesse dein!

Ach du mein lieber Herr Jesu Christ, der du mein höchster Schatz und Trost auf Erden bist, verlaß mich ja nimmermehr! Daran legte er sich auf den Rücken und beschloß sein Leben, fast ehe der Pastor seines Hauses Schwelle überschritten hatte.

(„Niedergeschichten.“)

Kirchliche Nachrichten.

— In der heutigen Nummer des „Gemeindeblattes“ finden unsere Leser den vor einigen Wochen angekündigten Artikel aus der Feder unseres und ihres lieben Reisepredigers, des Herrn Pastor Thiele, und wir dürfen wohl die Ueberzeugung aussprechen, daß die Leser mit uns wünschen, das „nächste Mal“ möge nicht lange auf sich warten lassen. Uebrigens haben wir seit Ankunft des ausführlichen Berichts schon wieder eine kurze Mittheilung von Herrn Pastor Thieles Hand erhalten, woraus wir ersehen, daß derselbe Land und Leute, zu denen sein Bericht uns im Geiste führt, auch dem Leibe nach wieder aufgesucht hat; seine letzte Zuschrift war in Escanaba auf die Post gegeben. Wir wünschen ihm von Herzen Gottes reichen Segen zum Neuen Jahr.

— Der Kalender für das Jahr 1883 zeichnet sich dadurch aus, daß in demselben siebenundzwanzig Trinitatissonntage verzeichnet stehen. Es wird also in diesem Jahre über das Evangelium „von den zehn Jungfrauen“ gepredigt werden, wenn nicht vor dem Schluß des Kirchenjahres der Bräutigam kommt und dem Predigen auf Erden ein Ende macht.

— Für ein Standbild, das man zur Feier des vierhundertjährigen Geburtstages unseres Dr. Martin Luther dem Reformator in der Bundeshauptstadt Washington errichten will, sind schon bedeutende Geldbeiträge versprochen; auch hat man bereits Erkundigungen über die Kosten einer solchen Statue eingezogen.

— In Grönland hat der Herrnhuter-Missionar Brodbeck, der die Ostküste jenes Landes bereist hat, eine höchst wichtige Entdeckung gemacht. Auf der Ostküste Grönlands waren nämlich einmal zahlreiche blühende Niederlassungen von Skandinaven, die im 15. Jahrhundert auf unerklärte Weise, vielleicht durch eine Pest oder durch feindselige Angriffe seitens der Eingeborenen, verschwunden sind. Nun hat Missionar Brodbeck eine

schöne Ebene entdeckt, welche künstlich bewässert war, dazu auch ausgedehnte Ruinen nordischer Gebäude aus Steinblöcken von solcher Größe, daß es wenigstens zehn Männer erfordert haben muß, um einen derselben von der Stelle zu schaffen. Eins dieser Häuser war 40 Ellen lang und zehn Ellen breit. Die Eingeborenen behaupten, daß bis zum 83. Breitengrad hinauf sich solche Ruinen finden. Die Mission, welche bisher auf der Westküste Grönlands arbeitete, wird nun auch in Osten sich ein Arbeitsfeld suchen.

— Ein Herr Walther C. Jones, der vor neun Jahren der Englischen Missionsgesellschaft \$360.000 zur Verwendung für die Mission in China und Japan gegeben und vor vier Jahren mit \$175.000 einen Fond für die Erhaltung der Mission unter den Eingeborenen in Indien geschaffen hat, hat jüngst als Dankopfer für die Genesung seines Sohnes die Summe von \$400.000 dargebracht.

— Es ist bekannt, daß in der englischen Episkopal-Kirche eine starke Partei vorhanden ist, die mit vollen Segeln ins Papstthum zurück steuert. Nun hat sich inmitten dieser Partei eine Verbindung organisiert, deren ausgesprochener Zweck es ist, dahin zu arbeiten, daß gewisse Stücke, die vor dreihundert Jahren dahingefallen seien, wieder in allgemeinen Gebrauch kämen. Zu diesen Stücken werden gerechnet: die letzte Delung, das Aufheben der geweihten Hostie, nicht nur zur Verwendung bei Krankencommunien, sondern auch zur Anbetung, die Anrufung der Heiligen, die Todtenmessen und Fürbitten für die Verstorbenen. Bei Gelegenheit des jüngsten Kirchen-Congresses ist es aber anlässlich einer Rede eines Gliedes der nach Rom schielenden Partei zu einer heftigen Debatte gekommen, bei der auch eine starke und entschiedene Opposition gegen diese Bestrebungen zu Tage trat.

— Am ersten Sonntag des neuen Kirchenjahres starb Dr. Archibald Campbell Tait, Erzbischof von Canterbury und erster Würdenträger der Staatskirche von England, in einem Alter von 71 Jahren. Er war einer der ersten englischen Theologen, die gegen die im zweiten Viertel unsers Jahrhunderts sich mächtig regenden Rückwärtsbewegung nach Rom auftraten. Das Anerbieten, welches im Namen der Königin gemacht worden ist, die Leiche in der Westminster-Abbey, der Ruhstätte so vieler hochberühmten Stantes der Söhne Englands, beizusetzen haben die Angehörigen des Verstorbenen abgelehnt und nach des Letzteren eigener Anordnung seinen Ueberresten ein Näumlein in der Familiengruft angewiesen.

— In Bern befindet sich ein Kirchenschatz, der aus alten Bischofsgewändern und Metallarbeiten besteht. Diese Kunstgegenstände waren in alte Kisten verpackt, die seit der Reformationszeit nicht wieder geöffnet sein sollen. Kürzlich ist nun Kanonikus Dr. Vock aus Aachen, einer der ersten Kenner auf diesem Gebiete, über den alten Berner Kirchenschatz gekommen und hat die Entdeckung gemacht, daß derselbe nicht nur sehr kostbare und seltene Stücke enthält, sondern der größte Kirchenschatz in Europa ist. Er soll selbst den von Canterbury übertreffen. Man hat nun die Absicht, ihn in einem geeigneten Locale aufzustellen. (Kreuzblatt.)

Kirchweih.

Der dritte Sonntag des Advents, der 18. Dezember, war ein fröhlicher Tag für unsere liebe Gemeinde in Dshfosh. Es ist wohl so ziemlich allgemein bekannt,

wie dieselbe in einer Weise, wie es bisher in der lutherischen Kirche wohl noch nicht vorgekommen war, zerissen ist. Die Majorität hatte sich unter fremden Einflüssen und in Folge grober Verläumdung zu Beschlüssen hinreißen lassen, durch welche der Pastor und die Minorität unbarmherzig hinausgestoßen wurden. Sie gingen aber sofort daran ein neues Kirchengentium zu erwerben. Daß dies große Opfer erforderte, liegt auf der Hand. Aber so gewiß waren die lieben Brüder ihrer Schuldlosigkeit, daß sie diese Opfer gerne mit großer Freude brachten. Sie wußten, daß sie nichts Unrechtes gethan, sondern nur mit ihrem Pastor Dovidat und Lehrer Gruel Urecht erlitten hatten. Darum legten sie mit fröhlichem Herzen Hand an die Neubegegründung der Gemeinde in der festen Ueberzeugung, daß der liebe Gott, der eine solche Trübsal zugelassen hatte, ihnen dieselbe auch werde zum besten dienen lassen. Und dieser ihr Glaube ist bereits herrlich gerechtfertigt worden. Zuerst gelang es ihnen auf merkwürdige Weise, ein überaus passendes Eigentum in der Nähe der alten Kirche, aber besser gelegen, um einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis zu kaufen. Das Grundstück ist 230 Fuß lang und 100 Fuß breit und hatte zwei Häuser, von denen das eine zum Pfarrhaus bestimmt und das andere zu einer Schule mit 2 Zimmern verändert wurde. So wurde denn sofort die Schule wieder eröffnet und hat sich bis jetzt fort und fort gemehrt, so daß die Anstellung eines zweiten Lehrers bereits nothwendig wird. Außerdem bedurfte die Gemeinde aber einer Kirche. Sie nahm denn in Gottes Namen einen Plan an, und schon am 3. Advent konnte Kirchweih gefeiert werden. Das Gebäude ist ein hölzernes (Frame), einfach, aber wie die Umstände erfordern, ziemlich geräumig und sehr geschmackvoll. Die Länge beträgt inclusive des Thurms 93 Fuß, die größte Breite 46 Fuß. Das Ganze macht gerade in seiner Einfachheit einen lieblichen Eindruck und wird noch hübscher werden, wenn der Thurm fertig ist.

Zur Einweihung hatten wir sehr schönes Wetter, und von nahe und ferne hatten sich die Christen zahlreich eingefunden. Dreimal wurde das geräumige Gebäude von Andächtigen angefüllt, und die Collekten betragen die Summe von circa 130 Dollars. Das Innere des Gotteshauses war von einzelnen Gliedern würdig ausgeschmückt. Den Altarraum hatte eine christliche Frau, die schon viel Gutes an der Gemeinde in Dshfosh gethan, mit einem schönen Teppich belegt und außerdem den Altar bekleidet. Der Frauenverein hatte für Teppiche in den übrigen Theilen der Kirche gesorgt. Die Jungfrauen der Gemeinde beschafften Orgel (die leider noch nicht eingetroffen war) und Bibeln. Die Jünglinge stifteten 3 Kronleuchter. Das Abendmahlsgeräth schenkte der Frauenverein der zur Missouri-Synode gehörenden Nachbargemeinde. So war denn alles Nothwendige wieder vorhanden, und zwar, da man ja bei dem früheren Bau Erfahrung gesammelt hatte, wurde alles recht praktisch und zugleich geschmackvoll eingerichtet. Denn es kostet ja nicht mehr einer Sache schöne Formen zu geben, als geschmacklos zu bauen.

Nachdem von Pastor Dovidat der Weiheact unter Assistenz der Pastoren Brenner und Mängel vollzogen war, hielt Pastor Brenner aus Ironia die Weihepredigt über den Text Matth. 28, 20: Siehe, ich bleibe bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Nachmittags predigte Pastor Adelsberg aus Milwaukee in englischer Sprache über den Text Ebräer 13, 9: Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, und abends redete der Unterzeichnete über Röm. 8, 31 und 32.

Und so rufen wir nun der lieben Gemeinde in Dithmarsh zu: Lasset euch die Trübsal, die euch betroffen, nicht befremden, als widerfähre euch etwas Seltsames, sondern haltet an am Gebet und an der Liebe und im Glauben und in der Hoffnung. Wenn ihr gescholten werdet, so scheltet nicht wieder, sondern durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein (Joh. 30, 15). Wir aber, wie wir geweinet haben mit den Weinenden, so lasset uns nun auch uns freuen mit den Fröhlichen und Gott danken, daß dem Teufel sein böses Werk nicht gelungen ist. In großer Einigkeit und Liebe ist eine neue Gemeinde in Dithmarsh entstanden, die sich nicht wiegen und wägen läßt von allerlei Wind der Lehre und sich nicht binden lassen will an die Bücher der „Väter“ (der späteren lutherischen Dogmatiker), sondern die einfältig bleibt bei dem, was sie immer gehabt hat, bei dem Worte Gottes und den Bekenntnißschriften unserer Kirche, besonders bei ihrem lieben Katechismus. Wenn aber die durch Agitation künstlich erzeugten milden Wasser verlaufen sind, so wird wohl noch mancher einsehen, wie Unrecht unsern lieben Brüdern und Schwestern geschehen ist und wie gnädig sie der Herr dennoch geführt hat.

Watertown, den 21. Dec. 1882.

Aug. F. Ernst.

Büchertisch.

Ein Aufgang im Abendland. Mittheilungen aus der Geschichte der früheren evangelischen Missionsversuche unter den Indianern Amerikas. Von W. J. Mann, Pastor der Ev. Luth. Zionskirche und Professor am Theo. Seminar zu Philadelphia, Pa. Erstes Bändchen. Mit Bildern. Reading, Pa.: Verlag der Pilger-Buchhandlung. 1883. — 137 Seiten in Muslinband, Preis: 50 Cts.

Einen Untergang im Abendlande könnte man kurz das Loos nennen, welches den rothen Söhnen der Wälder Nordamerikas beschieden scheint. Sie ziehen der scheidenden Sonne nach immer weiter und weiter gen Westen, die armseligen Reste der einst so zahlreichen Stämme, deren Jagdgründe die Aexte und deren Reiben die Kugeln und die Laster der Antömmelinge vom Sonnenaufgang gelichtet haben. Klein, auffallend klein ist die Zahl derer aus ihnen, denen die, welche ihre irdischen Wohnsitz eingenommen und sie gezwungen haben, ihre ärmlichen Hütten abzubrechen, Wegweiser und Führer zu den Wohnungen droben, den ewigen Hütten geworden sind. Doch war auch spärlich die Ernte, so sind doch etliche aus ihnen im Glanze der Gnaden Sonne gereift zu Himmelsgarben und eingeführt in die himmlischen Scheunen. Davon weiß das Büchlein zu sagen, welches wir hiermit zur Anzeige bringen und als eine dankenswerthe Gabe des geehrten Herrn Verfassers, mit dessen Bildniß ohne sein Wissen die Verlagshandlung dasselbe geschmückt hat, unsern Lesern empfehlen.

G.

Blütenlese aus der Deutsch-Christlichen Unterhaltungsliteratur. Enthaltend Erzählungen, Biographien, Gedichte, Beschreibungen u. s. w. Mit Illustrationen. Lieferung 4. St. Louis. Druck und Verlag von Louis Lange. 88 Seiten, broschirt; Preis: 25 Cts.

Vor Jahren begonnen kommt mit der gegenwärtigen Lieferung eine umfangreiche Sammlung sorgfältig ausgewählter Blüten der deutsch-Christlichen Unterhaltungsliteratur zu ihrem Abschluß. Ob die ersten Liefere-

runge noch zu haben sind, wissen wir nicht; doch ist diese Broschüre auch für sich vollständig. Gleich gebieter Lesestoff bei gleich sauberer Ausstattung und gleich billigem Preise wird wohl selten unsern christlichen Familien geboten, und wir nehmen uns daher die Freiheit einzuladen und sprechen: „Bitte, langen Sie zu!“

G.

Amerikanische Beleuchtung der „Amerikanischen Reisebilder“ des Herrn Prof. Dr. J. G. Pfeleiderer. Mit besonderer Rücksicht auf württembergische Leser. Von A. Späth, Pastor der Ev. Luth. Johannis Kirche in Philadelphia und Professor am theologischen Seminar daselbst. Pilger-Buchhandlung; Reading, Pa. 1882. 24 Seiten; Preis: 10 Cts.

Diese amerikanische Beleuchtung ist eine durchaus höfliche, dabei aber gründlich besorgte Heimleuchtung, die ein amerikanischer Professor einem deutschen angeheißt, welcher einmal die sonst den deutschen Gelehrten mit Recht nachgerühmte Gründlichkeit außer Acht gelassen und über Dinge geschrieben hat, um die er sich nicht genug bekümmert hat, sie kennen zu lernen, während er das Wenige, das er davon gesehen hat, mit einer ganz gefährlich gefärbten Brille gesehen hat. Von Dr. Späth hingegen kann auch ein Amerikaner über amerikanisch-kirchliche Verhältnisse noch etwas lernen.

G.

Conferenz-Anzeigen.

Die Central-Conferenz versammelt sich, so Gott will, am 23. Januar in Watertown. Dauer: drei Tage. Arbeiten: 1. Thesen über die beiden Sacramente in ihrer Gleichheit und Verschiedenheit, P. Petri. 2. Thesen über die Einigkeit im Geist, Prof. Ernst. 3. Gründung einer Heidenmission.

A. F. Siegler.

Conferenz-Anzeige.

Laut Beschluß vom 8. Nov. 1882 versammelt sich die Nordwestliche-Conferenz den 23. und 24. Januar bei Herrn Pastor Häse in Freedom. Die Konferenzglieder werden den 22., von Appleton, mit Fuhrwerk abgeholt.

Thesen wird Herr Pastor Sickmann liefern, und zwar über die Frage: Nach welcher Natur hat sich Christus erniedrigt?

Rechtzeitige Anmeldung wird gewünscht.

G. W. Albrecht.

Conferenz-Anzeige.

Die gemischte Prediger- und Lehrer-Conferenz von Manitowoc und Sheboygan Co. versammelt sich, so Gott will, am 3. und 4. Januar 1883 in Two Rivers.

Hauptgegenstände: Fortsetzung über „die Lehre von der heiligen Schrift“, und eine Katechese über das 7. Gebot.—Ferner: Thesen über die Frage: Ist der Beruf eines Lehrers an unsern ev.-luth. Gemeinde-Schulen, insofern er kirchlicher Beruf, in demselben Sinn ein göttlicher, als der des Pastors an der Gemeinde? Anmeldung wird verlangt.

G. Bartelt, Secr. p. t.

Conferenz-Anzeige.

Die Dodge- und Washington-County Conferenz versammelt sich am 15. Januar 1883 bei P. J. Kilian in Omira, Dodge Co., Wis.

P. E. Mayerhoff hat zu predigen, P. Probst ist Ersatzmann; P. Dehler hat eine geschriebene Predigt über Matth. 7, 13. 14., P. Fr. Gensite eine schrift-

liche Exegese über Ephes. 1, 3—6, P. Probst eine Katechese über die Beichte vorzulegen.

Die Brüder sind ersucht, wo möglich so frühzeitig einzutreffen, daß am 15. Abends noch eine Sitzung gehalten werden kann.

P. h. Köhler.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XVIII: Die Herren Pastoren: Streißguth, 1.05. Hunziker, 1.05. Siegler, 20.

Die Herren: Hager, 1.05. Kosante, 1.05. Kase und S. Pape, 2.10. Frau Schimpf, 1.05.

Jahrg. XVII: Herr P. Sprengeler, 1.05.

Jahrg. XVII, XVIII: Herr P. A. Pieper, 2.10.

E. h. Jäkel.

Für Schuldentilgung: P. Hoffmann, von F. Kaser, 2. Zahl. \$5; G. Büchner, do. \$3.— P. Röck, von J. Nehls \$5; H. Manthey \$4; R. Krause, 2. Zahl. \$2.— P. Badke, von F. Geil, J. Badke, je \$5; C. Battaglia, C. Gammendinger, je \$2; F. Zimmermann \$1.50; A. Klatt, F. Thuvow, C. Gode, A. Krause, H. Westphal, F. Wendorf, C. Strosinsky, J. Brand, L. Reifnauer, H. Rogge (2. Zahl.), je \$1; A. Glöde \$0.50; C. Glander, 2. Zahl. \$0.25; (Extra Collecte): A. Wolfgram \$3; S. Prochnow \$1; A. Krüger \$0.50; Matthäus-Gemeinde zu South Ridge \$6.22; St. Pauls-Gem. zu Wilton \$4.53.— P. Löpel, von C. Häse \$20; A. Brag \$5; G. Böttcher \$10; P. Seehaber \$5; D. Böllh \$2; Summa \$42.— P. M. H. Pantow, pers. Beitrag \$10.— P. Reibel, von F. Karnopp, W. Kappelmann, F. Brockmann, je \$5; G. Destrach, 1. Zahl. \$10.— P. Jäger, aus P. Popp's Gemeinde in Baar:) von Rother und Schäuble \$20; W. Zimmermann, N. Schmidt, je \$10; W. Lemke, C. G. Müller, je \$5; C. Bohrb, A. Bohn, F. Zittlow, A. Kühn, F. Werner, je \$3; W. Lücke \$2.50; W. Rusch, A. Zülke, C. Schröder, A. Wolf, A. Priebe, G. Zittlow, J. Teglass, je \$2; M. Krüger, F. Rösche, G. Krüger, J. Brandenburg, je \$1.50; F. Röhle, L. Rusch, W. Holz, F. Behm, A. Burmeister, G. Just, A. Wierske, W. Düschler, A. Teglass, A. Schröder, J. Euler, J. Maas, A. Werner, J. Würger, G. Schäuble, M. Köpfe, C. Zittlow, F. Schudlick, Frau Saalscheide, je \$1; Frau Albrecht, Wittwe John, H. Janzig, W. Schindel, F. Lückfeld, W. Wobek, G. Wobek Frau Kaufmann, je \$0.50; A. Weißgräber \$0.35; C. Scheibe \$0.25; Summa \$111.10.— P. Hilpert, von J. Zimmidahl \$6; J. Körber, J. Zitscher, C. Brost, W. Hoff, je \$5; F. Rath \$3; C. Reidel \$11; C. Schaub \$10; Summa \$50.

Für das Seminar: P. Streißguth, Reformationstest-Coll. der Gem. in Kenosha \$11.50; Danktag-Coll. in Paris \$15.91.— P. M. H. Pantow, Hälfte der Erntefest-Coll. in Norfolk, Nebr. \$11.60.— P. Hartwig, auf N. Hermanns Hochzeit collectirt \$7.— P. J. G. Dehler jun., Abendmahls-Coll. der St. Joh. Gem. \$1.50.

Für die Synodal-Anstalten: P. Ph. Sprengling jun., Dankopfer am Erntefest von N. N. \$5.— P. Hinmenthal, Sonntags-Coll. \$15.— P. C. Gausewitz sen., vom Missionsfest \$15, Erntedankfest-Coll. \$10.

Für das Reich Gottes: P. Ph. Sprengling jun., Erntedank- und Reformationstest-Coll. \$8.09.— P. J. Dehler jun., Erntedankfest-Coll. der Zionsgem. \$6.73, do. der St. Joh.-Gem. \$2.97.— P. Bergmann, Klingelbeutel-Coll. \$4.— P. C. G. Reim \$25. N. Adelberg.